

Die Hunde

Gleich zu Anfang meines Zusammenlebens mit den Lifesos prallten zwei grundverschiedene Ansichten aufeinander, was die Behandlung von Hunden anbelangte. Für mich war es schlicht unvorstellbar, dass mein Hund nicht Tag und Nacht an meiner Seite ging. Ohne Inka fühlte ich mich verlassen.

Bevor ich auf die ♦-L kam, durfte Silence das Haus nicht betreten. Nur sehr widerwillig duldete Edna meine Hündin im Haus. Dann dauerte es noch eine Weile und auch Si eroberte sich seinen Platz im warmen Haus. Wenn die Hunde auf dem stets peinlich sauberen Küchenboden auch nur den Hauch eines Pfotenabdrucks hinterließen, holte Edna ein feuchtes Tuch, kniete sich demonstrativ auf den Boden und wischte mit steinerner Miene den Abdruck fort. Sie mochte ganz einfach keine Hunde. Ihre Kommunikation mit den beiden Hunden beschränkte sie auf zwei Sätze: „Go and lie down“ oder „Get out of my way.“

So legte ich denn neben der Eingangstüre ein Tuch bereit. Damit wischte ich Inka und Si die Pfoten sauber, bevor sie das Haus betraten.

Ednas ablehnende Haltung Inka gegenüber ist wahrscheinlich auch die Erklärung für Inkas einzige Schandtät in ihrem ganzen Leben. Die sensible Hündin wird meinen unterdrückten Ärger wegen Ednas Einstellung den Hunden gegenüber gespürt haben und reagierte auf ihre Art. Als wir das erste Mal mit dem Auto zu Bekannten auf Besuch fuhren, wollte Edna die Hunde in den Schuppen verbannen. Wieder protestierte ich energisch.

„Inka ist in den Schweiz oft alleine zu Hause geblieben, sie ist das gewohnt“, erklärte ich.

Es kostete Edna einige Überwindung nachzugeben. Norman äußerte sich – wie immer – nicht zum Thema. Schließlich gestattete Edna beiden Hunden, in der warmen Küche zu warten. Die Türe zum Wohnzimmer, eine dicke, rosa gestrichene Holztür, schloss sie sorgfältig ab. Nach einigen Stunden kehrten wir zurück. Ich konnte kaum glauben, was ich da sah: Die dicke Holztüre war glatt durchgefressen worden. Beide Hunde lagen friedlich nebeneinander auf dem Sofa und freuten sich sehr, uns wiederzusehen. Edna schimpfte kaum, doch ihre Blicke wirkten wie gefährliche, tödliche Geschosse.

Als wir das nächste Mal wegfahren wollten, schaffte ich es mit letzter Überzeugungskraft, Edna zu überreden, die inzwischen reparierte Wohnzimmertüre offen zu lassen.

„Inka ist es nicht gewohnt, in einem kleinen Raum eingesperrt zu sein.“

Als wir zurückkehrten, betrat ich als Erste das Haus. Ich atmete auf, nichts schien angefressen oder zerstört. Ich lobte die Hunde ausgiebig, während Edna ihr Schlafzimmer im ersten Stock aufsuchte. Als ich ihre abgehackten, spitzen Entsetzensschreie hörte, ahnte ich Schlimmes. Beim Anblick ihres Schlafzimmers schwankte ich zwischen einem Lachanfall und Fassungslosigkeit. Die Hunde hatten Ednas Federdecke in tausend Stücke zerrissen. Im Schlafzimmer sah es aus, als ob

es frisch geschneit hätte. Wortlos knallte Edna mir die Türe vor der Nase zu. Auf mein hilfloses Angebot, ihr beim Aufräumen behilflich zu sein, antwortete sie mit eisigem Schweigen. Ich schwöre, nie vorher oder nachher hat Inka je wieder so etwas getan. Heute, viele Jahre später, kommt mir ein furchtbarer Verdacht. Warum war ich bloß immer davon ausgegangen, dass Inka die Übeltäterin gewesen war? Warum nicht Silence? Damals hatte ich Si eine solche Tat nicht zugetraut, der unauffällige Hund, der sich immer im Hintergrund hielt und kaum auffiel, schien mir einfach nicht mutig genug für solche Taten. Nun, ich bin froh, dass ich Inka damals nicht ausgescholten habe. Von da an nahm ich Inka mit, wenn wir fort gingen und sie musste im Truck warten. Silence wurde währenddessen in den Schuppen verbannt.

Die meisten Kanadier behandeln ihre Hunde wie einen Gebrauchsgegenstand; sie werden als Wach- oder Treibhunde gehalten. Wenn sie Glück haben, füttert der Besitzer sie ausreichend. Niemand gibt sich mit ihnen ab oder bringt sie, wenn sie krank werden, zum Tierarzt. Entweder lässt die Natur das Tier gesunden oder der Besitzer erschießt es. Natürlich gibt es auch in Kanada Menschen, die ihren Hunden sehr zugetan sind. Von dieser Sorte Mensch habe ich leider während meines Aufenthaltes im Lande des Ahorns verdammt wenige gefunden. Die Indianerhunde in Onion Lake boten alle einen erbärmlichen Anblick. Viele der Hunde standen vor dem Verhungern und befanden sich ständig auf der Suche nach etwas Essbarem. Sie litten außerdem unter starkem Wurmbefall. Im Fell zeigten sich kahle, manchmal eitrige Stellen. Im Reservat lebten deutlich mehr Hunde als Menschen. Die Hütten der Indianer wurden regelrecht von einer Meute mittelgroßer und kleiner Hunde belagert, die sich um das bisschen Essen rauften. Die scheuen Hunde misstrauten den Menschen und schlichen mit eingeklemmten Ruten um ihre Besitzer herum. Zweimal im Jahr warfen die Hündinnen Junge. Die Mütter, meist krank und unterernährt, hatten nicht genug Milch. So starben die Welpen entweder den Hungertod oder erfroren im Winter. Ich habe nie einen Indianer bewusst einen Hund misshandeln sehen. Nein, sie kümmern sich einfach nicht um ihre Tiere. Die Indianer erschossen die Hunde nicht einmal dann, wenn den bedauernswerten Kreaturen die Gedärme heraushingen oder sie lebendig verfaulten. Sie ließen ihre Hunde und auch die Pferde einfach verrecken. Das ist Natur pur, nur der Starke überlebt. Hier ist kein Platz für Sentimentalitäten. Jeder verblendete, unwissende Europäer, der so lauthals nach „zurück zur Natur“ schreit, müsste sich einmal ansehen, wie Natur pur in Wirklichkeit aussieht.

Viele, zu viele Kanadier und Indianer behandeln alle Tiere „natürlich“. In der Realität bedeutet das: Der Stärkere regiert und überlebt, ohne Wenn und Aber. Kojotenjagd vom Snowmobil aus zählt hier zum Beispiel zu einem beliebten Wintersport. Der erschöpfte Kojote wird zum Schluss von den mitgeführten Hunden zerrissen.

Biber gab es nur noch wenige. Zeigte sich jedoch einmal ein einsamer Biber, ruhten weder Weiß noch Rot, bis sie auch diesem Tier den Garaus gemacht hatten. Der

Bibermörder ließ sich dann als großer Jäger feiern. In solchen Augenblicken verstand ich die Seele der Kanadier nicht und sie verstanden mich nicht. Zwei Welten prallten da aufeinander, die nie in Harmonie miteinander leben konnten. Ich versuchte es wirklich, mich mit ihrer Sichtweise anzufreunden, es gelang mir einfach nicht.

Unsere Fohlen kamen unter freiem Himmel zu Welt. Die ausgehungerten Indianerhunde hatten sich in der Vergangenheit in Meuten auf das Neugeborene gestürzt und es trotz heftiger Gegenwehr der Stuten gefressen. So schafften sich die Lifesos einen Hund an, Silence. Er glich einem Labrador, hatte eine fahlgelbe Farbe, war äußerst wendig und gut bemuskelt. Da er regelmäßig gefüttert wurde, zeigte er sich allen anderen Hunden an Kraft und Ausdauer überlegen. Die Lifesos verrieten mir nie, woher Si kam. Doch Silence benahm sich, nach schweizerischem Maßstab wenigstens, nicht normal. Sein Name bedeutete „Stille“, und den trug er zu Recht, denn wo Si auftauchte, herrschte nachher Stille, Grabesstille! Seine Aufgabe bestand darin, die Indianerhunde von den Pferden fernzuhalten. Er erledigte seine Pflicht, indem er die Hunde tötete, die nicht rechtzeitig das Weite suchten, wenn er auf der Bildfläche auftauchte. Wie immer hatte mich keiner vorgewarnt. Als ich Si das erste Mal in Aktion erlebte, stand ich nachher unter einem mittleren Schock und ich fühlte mich noch einige Tage danach schlecht. Ich ritt in Inkas und Sis Begleitung zu nahe an einer Indianerhütte vorbei. Ein Dutzend Hunde, darunter Welpen, umzingelten uns bellend. Da verwandelte sich der anhängliche, zurückhaltende Si von einer Sekunde zur anderen in eine Killermaschine. Er packte den nächsten Hund, einen unvorsichtigen Welpen, zerbiss ihm die Kehle, sodass das Blut wie ein roter Wasserfall herausspritzte, ließ ihn sogleich wieder los, um sich auf den nächsten zu stürzen. Ich fühlte mich in den Vorhof der Hölle versetzt. Die Hunde winselten, heulten, knurrten und schrien erbärmlich. Überall auf dem Schnee breiteten sich Blutlachen aus. Nichts, rein gar nichts konnte ich tun. Ich schrie, flehte, brüllte, es nützte alles nichts. Ich getraute mich nicht abzusteigen. Wer weiß, ob sich die Hundemeute nicht auf mich gestürzt hätte? Mein tapferes Pferd, es war damals Rosy, verhielt sich trotz des Blutgeruchs und des Höllenlärms absolut ruhig. Auch Inka blieb auf meinen Befehl gehorsam neben dem Pferd sitzen. Keiner der Indianerhunde wagte es, sich mit der großen, kräftigen Schäferhündin anzulegen. Si aber richtete unter den Indianerhunden ein entsetzliches Blutbad an. Schließlich ergriffen alle Indianerhunde, die noch halbwegs laufen konnten, die Flucht, eine breite Blutlache hinter sich herziehend. Blutbesudelt, durch viele Wunden verunstaltet, kehrte Si wedelnd zu mir zurück. Mit einem würgenden Gefühl des Ekels und voller Entsetzen brach ich den Ausritt ab. Als ich, von Abscheu geschüttelt, von Sis Mordtaten berichtete, sah ich zum ersten und letzten Mal, wie Edna ihren Killerhund streichelte.

„Good dog“, murmelte sie.